

Selbstverständnis und Vision

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Während ein Teil der Lehrenden die Forderung nach Transfer in die und aus der Gesellschaft als neuen kreativen Freiraum auffasst, betrachten andere dieselbe Aufgabe als unzumutbare Herausforderung, als Bedrohung ebenjener Freiheit von Forschung und Lehre, die doch nur ein gewisser Abstand von direkten gesellschaftlichen Aufträgen und Fragestellungen ermöglicht. Es geht also bei der Frage, welchen Stellenwert wir Transferaktivitäten in Forschung und Lehre zukünftig zubilligen wollen, ums Ganze, nämlich ums Selbstverständnis der deutschen Universität. Die Wissenschaftsfreiheit ist ein vom Grundgesetz geschütztes Gut, das, auch vor dem Hintergrund des historischen Missbrauchs von Forschung in Deutschland, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ermöglichen soll, ihre Fragen und Themen unabhängig von möglichen Interessen nichtwissenschaftlicher Akteure setzen und verfolgen sollen.

Dieser Auffassung implizit ist die Annahme, dass eine solche Freisetzung Grundbedingung für die Entstehung des Neuen ist. Keine Innovation ohne eine freischwebende und eben nicht immer schon durch praktische Ziele gebundene Suche und Neugier. Abgesehen davon, dass das Ideal dieser Freiheit in der Realität ohnehin kaum mehr als eine regulative Idee darstellt, lässt sich auch fragen, ob die hartnäckige Abwendung von Welt nicht eben genau die Gefahren von Blasenbildung bedingt, die landläufig unter dem Etikett ›Elfenbeinturm‹ geläufig sind. Das idealistische Innenbild des Elfenbeinturms, seineträumerische Rückseite sozusagen, ist die ›Gelehrtenrepublik‹, der jede Anmutung außengesetzter Aufgaben, Normen oder auch nur Anregungen als Verwässerung des Eigentlichen angesehen wird. Literaturwissenschaftliche Kanonices wollen oft mit der Lektürepraxis ihrer aktuellen Gegenwart gar nichts zu tun haben, ökonomische Modelle funktionieren umso besser je weniger sie von realer wirtschaftlichen Prozessen verunreinigt werden, allenfalls die Natur- und Technikwissenschaften müssen sich notgedrungen immer an der Welt reiben, ohne die ihre Aussagen gar nicht möglich wären.

In Zeiten knapper Mittel kann sich die Frage nach Transfer in der Lehre aber noch ganz anders stellen: Wie soll sich eine Universität verhalten, wenn ihr Gelder etwa aus der Industrie angeboten werden? Was, wenn diese Industrie militärische oder anderweitig ethisch zumindest sehr unterschiedlich beurteilbare Ziele verfolgt? In welche Verpflichtungen gerät man auch im ehrenamtlichen Engagement? Wie lässt sich der Mehraufwand von Transferprojekten in der Lehre gegenüber der Fürsorgepflicht der Universität für ihre Studierenden

vereinbaren? Kann derjenige, der sich gesellschaftlich engagiert, überhaupt noch jene politische Neutralität für sich beanspruchen, die doch zentral für den Wahrheitsanspruch wissenschaftlicher Forschungsergebnisse ist?

Es gibt momentan, glaube ich, drei einander widerstrebende Visionen von der Zukunft der Universität, die sich vor allem in dem Verhältnis, das sie zu dem, was sie in merkwürdiger Verkennung ihrer eigenen Zugehörigkeit ›die Gesellschaft‹ nennen, einnehmen wollen, unterscheiden. Vision 1 träumt sich zurück in das verlorene geglaubte, in dieser Form jedoch nie real existente Arkadien einer Gelehrtenrepublik. Oft hört diese auf den Eigennamen Humboldt. Man findet Vertreter:innen dieser Position vor allem in den Geisteswissenschaften. Ihr Feind sind Anwendungen im Allgemeinen, denn diese gelten bereits unabhängig von der konkreten Form, die sie annehmen, als Verunreinigungen freier Bildung. Freie Bildung ist dabei ein Ideal, das recht unscharf formuliert und gedacht ist – Stephanie Stock hat sehr schön gezeigt, dass der Bildungsdiskurs, der seit den 1990er Jahren vor allem als Kanondebatte (mit Schwerpunkt auf literarischen und philosophischen Texten) geführt wird, ›Bildung‹ als freien Signifikanten behandelt, der ganz unterschiedliche Allianzen eingehet und von diesen Allianzen her sich überhaupt erst definiert.¹ Er selbst ist leer – frei flottierend wie man sich seine Bewegung in der Welt selbst vorstellt. Dass Humboldt und die Idee der Humboldt'schen Universität möglicherweise auch deshalb auf einen freien Bildungsbegriff setzten, weil sie sich vor der Napoleonischen Vernützlichung alles höheren Wissens in den sogenannten ›écoles‹ absetzen mussten und wollten,² kommt den Vertretern der Rückkehr in die Gelehrtenrepublik nicht in den Sinn. Oft wird der Anspruch auf Distanz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft verknüpft mit dem Hinweis auf die legitimatorischen und ökonomischen Zwangslagen, in die eine allzu eng an konkreten gesellschaftlichen, technischen, politischen Lösungsbedürfnissen orientierte Wissenschaft geraten kann – aktuell etwa aus Anlass studentischer Störungen von Vorlesungen unliebsamer Redner:innen³ vom Präsidenten der Hochschulrektorenkonferenz, dem Germanisten Peter-André Alt sowie vom Rektor der Universität Hamburg, dem Erziehungswissenschaftler Dieter Lenzen. Man merkt, wie schwierig es bereits bei der Vorstellung dieser ersten Vision ist, zu einer klaren Bewertung zu kommen: jeder Ansatz trifft etwas, selbst wenn er als ganzer vielleicht am möglichem Ziel – welchem? – vorbeischießt.

Die zweite Vision ist wohl diejenige, die am weitesten von der ersten entfernt ist: sie stellt sich die Zukunft der Universitäten »entfesselt« vor – Protagonist ist der ehemalige Leiter des

¹ Siehe Stock 2017.

² Obendrein waren ja die Wissenschaftsinteressierten Deutschlands gezwungen, nach dem Verlust der Vorzeigeuniversität Halle als Folge der Napoleonischen Besetzung großer Teile Deutschlands einen neuen Standort zu suchen: »Trotz der äußersten finanziellen Anspannung wurde die Berliner Universität schon im Jahre 1810 mit 24 Lehrstühlen und etwa 250 Studenten eröffnet [...]« (Fisch 2015: 52)

³ Genannt seien der AfD-Gründer Bernd Lucke, dessen Antrittsvorlesung in Hamburg durch studentische Sprechchöre verhindert wurde, sowie die Ethnologieprofessorin Susanne Schröter, die durch studentische Gruppen aufgefordert wurde, eine Konferenz zum Kopftuchtragen im Islam abzusagen und selbst zurückzutreten.

Centrums für Hochschulentwicklung der Bertelsmann-Stiftung, Detlef Müller-Böling. Die »entfesselte Universität« charakterisiert er mit den Adjektiven »autonom, wissenschaftlich, wettbewerbsfähig, profiliert, wirtschaftlich, international und virtuell« (Müller-Böling 2020). Das ist – trotz der scheinbar inklusiven Adjektive »autonom« und »wissenschaftlich« exakt das, was den Vertreter:innen einer Renaissance des Humboldt'schen Hochschulideals als Hölle der totalen Durchkapitalisierung erscheinen muss – und gleichzeitig just die Art von Diskurs, die wohl die Programme der meisten Universitätsleitungen treibt und prägt. »Leistung« ist die heilige Kuh, die die »entfesselte« Universität als höchsten Wert verehrt. Interessanterweise interessiert es den Leistungsdiskurs wenig, dass ihm eine Realität der Messbarkeit von Forschung und Lehre völlig abgeht: man meint, diese durch Qualitätsmanagement, Evaluationen, Rankings ermitteln zu können und vergisst, dass gute Ideen keine Kennziffern tragen und meist das Gegenteil hektischen Getriebes, nämlich Pausen, Ruhe, freien Raum als Quellen haben. Man vergisst, dass Leistungsbewertungen nie neutrale Medien sind: so verknüpfen Systeme wie EvaSys völlig unverbundene Antworten auf Fragen zu kurvenförmigen, völlig aussagefreien Verläufen, denn ihren Überzeugungssog beziehen diese Bilder ja nicht aus ihren Inhalten, sondern ihrer Form. Oftmals wird befürchtet, dass Vision Nr. 2 letztlich eine Auflösung der Universitäten in eine Beratungs- und Expertenkultur zur Folgen haben könnte.

Last not least, gibt es ein new kid on the block: die Namen sind hier noch offen – man spricht etwa von poröser Hochschule oder der Universität als Ökosystem oder auch einer open loop university. Diese Hochschulmodelle teilen die Gesellschaftsorientierung der zweiten mit der kreativen Freiheit der ersten Vision und sind dennoch kein »dritter Weg« zwischen den beiden anderen, sondern ein sehr radikales, neues Modell, das ganz unterschiedlich realisiert werden kann – es stellt die individuellen Lernsituationen ins Zentrum der Wissensaneignung, -vermittlung und -generierung. Das ist natürlich suspekt, denn es bedeutet einen erheblichen Verlust an Kontrollierbarkeit, Disziplinierbarkeit und, letztlich, Macht. Es würde auch die endgültige Verabschiedung des Meister-Schüler-Modells, das die europäische Universität seit ihren Anfängen in Paris und Bologna prägt, bedeuten. In Deutschland hat etwa die private Code-University in Berlin erste Schritte in diese Richtung gemacht: das Lernen folgt nicht einem vorgegebenen Curriculum, sondern ist radikal individualisiert und projektgetrieben.⁴ Auf andere Weise realisiert das ebenfalls private Bard College eine Alternative zum gegenwärtigen Hochschulbetrieb in Deutschland: hier wird auf Bildung für Generalisten in einem sehr emphatischen, humanistischen, von den liberal arts getriebenen Sinn gesetzt. Auch dieses

4 Die Selbstdarstellung der Code University findet sich auf ihrer Website <https://code.berlin/de/>, eine Darstellung des Projekts auf der Seite des Stifterverbands Niebuhr e.a. 2017. Beim Rundgang durch die Code University im Jahr 2018 kam ich jedoch ins Grübeln beim Blick an die Büro- und Projektraumtüren, die die Namen »Google«, »Dell«, »Audi« etc. trugen. Ganz so frei und unabhängig, nur der eigenen Kreativität verpflichtet, wie es die Werbematerialien suggerieren, scheint die Code University doch nicht zu sein. Aber vielleicht fehlt da einem Geisteswissenschaftler auch einfach der Einblick in die Software-Branche und das, was die Vorbereitung auf die Arbeit in ihr braucht.

Studium legt Wert auf hohe Individualisierung der Lernprozesse und gibt dem »civic engagement« sehr großen Raum.⁵

THOMAS S. HOFFMEISTER: Die deutschen Universitäten werden einen Schritt von ihrem Sockel herunter machen und versuchen, ein bisschen mehr in die Orte, in denen sie angesiedelt sind, auszustrahlen. Etwas mit der Community zu tun zu haben, die um sie herum ist. In Deutschland ist das schwierig. Ich war einmal in Chicago und habe mir dort ganz unterschiedliche Colleges und Universitäten angeguckt und mich dann gefragt ›was machen die eigentlich, um mit ihrer Community zusammenzuarbeiten?‹ Und die machen extrem viel. Also erstens ist es ganz selbstverständlich, dass die solche Lernprojekte in der Community machen und die Studierenden in die Community gehen und Sachen machen mit den Leuten dort. Was aber auch dazu führt, dass die Community das überhaupt will, ist, dass dort nicht rechtliche Bedingungen existieren wie bei uns – dass wir jeden Bleistift, den wir kaufen wollen, europaweit ausschreiben müssen –, sondern sie kaufen halt ihre Sachen in der Community ein, d.h. sie haben eine kooperative Beziehung zu der Communitylandschaft um sich herum und schaffen die Märkte, von denen die Community auch lebt. Das ist ein wechselweises Aufeinanderzugehen. Die Community hat Interesse an der Universität, weil die Universität ein Kunde sein kann. Die Universität hat Interesse an der Community, weil sie die Hersteller und Lieferanten sein können und, weil sie die Mitarbeitenden oder die Datengeber oder die Fragengeber sein können, und die Universität sieht sich auch in gewisser Weise in der Verantwortung, einen Service in diese Community hineinzugeben. Davon sind wir noch relativ weit weg. Aber es würde uns helfen, wenn wir tatsächlich ein Verständnis mehr in diese Richtung entwickeln würden.

Mit der Universität Bremen sind wir jetzt gerade in dem europäischen Universitätsnetzwerk YUFE (Young Universities For Europe), in dem eines der großen Ziele ist, eben auch in die Community hineinzugehen, für die Community etwas zu machen und den Studierenden, die das machen, auch Badges dafür zu geben, also keine Creditpoints. Da kommen wir nämlich wieder in diese schwierige Geschichte mit dem service learning: dort habe ich mal ironisch bemerkt, wenn wir das so machen mit dem service learning, könnte auch ein Dekan sein Auto gewaschen bekommen für einen service learning Creditpoint an die Studierenden, die mir das Auto waschen ... Das will ich halt nicht. Also die Creditpoints sind für mich zwingend mit Wissenszuwachs und Kompetenzzuwachs verbunden, aber service in die Community führt nicht automatisch dazu. Wir haben uns solche badges ausgedacht; das sind in dem Fall die YUFE Stars, die Studierende bekommen können, wenn sie bestimmte Aktionen in die Gesellschaft hinein machen. Und schon das ist wichtig, weil in dem Moment, wo man so etwas ein bisschen etabliert, wird das Verhältnis zwischen der Stadtgesellschaft und der Universität etwas enger; dann kommt man auch näher mit der Gesellschaft ins Gespräch.

⁵ Siehe den Wikipedia-Artikel zum Bard College.

HIRAM KÜMPER: Ich glaube, das ist einer der ganz wesentlichen Punkte, warum Transfer überhaupt in der Lehre und nicht nur in der Forschung wichtig ist. Wenn es eine selbstverständliche Aufgabe von Wissenschaft sein soll, gesellschaftliche Bedarfe und Frage aufzunehmen und in die Gesellschaft zurück zu wirken (und nichts anderes ist doch letztlich Transfer, egal auf welcher Ebene), dann muss man das so früh wie möglich als selbstverständlich erfahren. Das ist so ein Ding, was man heutzutage wohl ›Mindset‹ nennen würde. Das erfahre ich auch täglich im Gespräch mit Kolleg:innen: entweder erkenne ich das als meine Aufgabe an – oder ich sage: ich mache das, was ich kann und soll, nämlich Wissenschaft und Lehre; alles andere müssen dann andere tun. Und auch diese Haltung muss man akzeptieren können.

Man kann auch anders sagen: Transfer zwingt dazu, zu sagen (und zu zeigen), wofür unsere wunderbare Fachkenntnis alles gut ist. Abstrakt haben wir auf diese Frage immer ganz viele Antworten, die wir uns in langer Zeit zurechtgelegt haben und entsprechend manchmal auch schon etwas phrasisch wirken, selbst wenn sie stimmen.

LISA BRAUN: Es würde sicher dazu beitragen, nicht nur theoretisch gut aufgestellte Akademiker auszubilden. Abseits des Bücherwissens könnten Studierende so zu Allroundern geformt werden, die sich nicht nur in ihrer Disziplin souverän bewegen, sondern durch Transferleistungen auch außerhalb dieser Disziplin gewinnbringend agieren und für neue Ansätze in verfahrenen und eingeschlafenen Forschungs- und Arbeitsfeldern sorgen könnten. Es könnten Menschen ausgebildet werden, die nicht nur Wissen anhäufen können, sondern die auch gelernt haben umzudenken und dieses Wissen auf verschiedene Art anzuwenden.

CLAUDIA SCHLAGER: Der Elfenbeinturmstatus der Universität würde reduziert. Es könnte ein besseres wechselseitiges Verständnis für jeweilige Spezifika der unterschiedlichen Akteursgruppen und Themen in Wissenschaft und Gesellschaft entstehen.

STEPHANIE JÖRRES: Transfer in der Lehre ist bereits ja jetzt schon an deutschen Hochschulen keine Neuheit mehr. Es wird noch nicht als solcher benannt, aber es gibt ihn bereits in vielerlei Hinsicht. Vor diesem Hintergrund würde sich die Etablierung bzw. vielmehr die Sichtbarmachung von Transferprojekten in der Lehre nicht mehr maßgeblich auf das Selbstverständnis deutscher Universitäten auswirken.

Die Vermittlung von Wissen an Studierende und Promovierende wird weiterhin im Fokus stehen und wird eine primäre Aufgabe der Hochschulen bleiben. Dass diese Wissensvermittlung inzwischen auch die Vermittlung von praktischen Anwendungskenntnissen und die Kooperation mit außeruniversitären Dritten mit umfasst, ist dabei bereits in den letzten Jahren nach und nach Teil des universitären Alltags geworden. Selbstverständlich liegt gerade bei den Universitäten weiterhin der Fokus auf einer theoretischen und forschungsbasierten Wissensvermittlung nach Humboldt'schem Verständnis. Die Vermittlung zusätzlicher Kompetenzen durch Transfer-Lehre-Projekte steht aus meiner Sicht diesem Selbstverständnis der

Universitäten aber nicht entgegen. Da Transfer-Lehre-Projekte die bisherige Lehre ergänzen und nicht ersetzen werden.

SIBYLLE MÜHLEISEN: Ich frage mich, ob die Stärkung von Transfer-Lehre-Projekten das Selbstverständnis der deutschen Universitäten verändert. Bereits jetzt ist gute Lehre Teil des universitären Selbstverständnisses. Wir wollen Studierenden fachliche und überfachliche Kompetenzen vermitteln, die für wissenschaftliche Tätigkeiten und für wissenschaftlich begründetes und verantwortungsvolles Handeln in der Praxis relevant sind. Wenn wir dies ernstnehmen, kann transferorientierte Lehre ein Weg sein, diesen Bildungsauftrag zu erfüllen. Dabei liegt unser Fokus primär auf dem Lernprozess der Studierenden und weniger auf dem gesellschaftlichen Impact, den Transfer-Lehre-Projekte haben können und meist auch haben. Dass Universitäten eine gesellschaftliche Verantwortung übernehmen und dabei auch die Bedarfe von außen stärker wahrnehmen sollen, steht dieser Perspektive nicht entgegen und wird durch die zahlreichen gesellschaftlichen Herausforderungen der letzten Jahre auch entsprechend stärker eingefordert. Und dies meiner Meinung nach völlig zu Recht. Und letzteres kann tatsächlich das Selbstverständnis der Universitäten verändern.

Würde das nun bedeuten, dass die nachhaltige Etablierung von Transferprojekten in der Lehre folgenlos bleiben würde? Sicherlich nicht, aber ich denke, dass die Veränderungen struktureller Art sein werden. Aufwändige Lehrprojekte müssen, wenn sie ihr Nischendasein verlassen sollen, angemessen honoriert werden: beispielsweise durch Deputatsanrechnung, Berücksichtigung in Berufungsverfahren und Wertschätzung. Die notwendigen Veränderungen sind aber nicht nur struktureller Art, sondern auch in Verbindung mit den Fachkulturen zu diskutieren. Was an Anwendungsbezügen in der Geisteswissenschaft fehlt, hat die Natur- und Ingenieurwissenschaften vielleicht auch zu viel. Forschung und Lehre ist in diesen Fächern sehr stark auf den Anwendungsbezug und industrielle Belange ausgerichtet. Statt anwendungsbezogene Lehrprojekte auszubauen, ist es für Studierende wichtig, sich mit ethischen Fragestellungen in Bezug auf ihre Fachdisziplin und den Auswirkungen ihrer Disziplin auf die Zivilgesellschaft auseinanderzusetzen.

Es wird aber nicht nur reichen, dass sich die Rahmenbedingungen verändern. Die Institution Universität steht der nachhaltigen Etablierung von transferorientierter Lehre nicht entgegen. Engagierte und gute Lehre hängt aber maßgeblich von den Lehrenden ab. In der Realität scheitern wir daran, Lehrende für die Form der Lehre zu begeistern.

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Aber ist das nicht ein Henne und Ei-Problem? Einerseits müssen natürlich Lehrende überzeugt werden. Das ist sicher so. Andererseits ist es natürlich auch so, dass da jemand kommt, der gute Ideen hat, solche Projekte machen mag. Und dem muss man dann sagen ›Ja, Du weißt schon, dass es nachher in der Berufungskommission niemanden interessiert, ob Du solche Formen der Lehre gemacht hast. Pass gut auf, dass Du eine Balance behältst zwischen dem, was Du jetzt machen willst und wo Du Dich engagierst und dem, was karrieremäßig wichtiger ist.‹ Das ist selbstredend ein Rat contre coeur. Man würde ja gerne sagen ›Weißte was, das kannst Du nachher genauso einbringen in Deine Karriere

mit dem Hinweis ›Ich hab nicht nur Standardlehre gemacht, ich habe ganz ungewöhnliche Lehrprojekte gemacht mit sehr viel Aufwand, mit sehr viel Engagement, habe dadurch ganz andere Felder erschlossen,...‹ Und das ist ja, was derzeit nicht möglich ist und was doch etwas mit Selbstverständnis zu tun hat. Vielleicht sollte man formulieren: mit dem Selbstverständnis der Wissenschaft statt mit dem Selbstverständnis der Universität, weil das noch einmal ein Unterschied ist.

SIBYLLE MÜHLEISEN: Wahrscheinlich ist es tatsächlich eher das Selbstverständnis der Wissenschaft. Und eigentlich ist es auch keine spezifische Frage von transferorientierter Lehre, sondern sie stellt sich ganz allgemein bei jeglicher Form von aufwändiger, innovativer Lehre. Das ist ja für alle Formate dasselbe. Es gibt keine entsprechende Wertschätzung; es ist nicht karriereförderlich.

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Also insofern ist transferorientierte Lehre vielleicht nur die Spitze des Eisberges.

SIBYLLE MÜHLEISEN: Mir fällt es tatsächlich schwer, auf die Frage nach dem universitären Selbstverständnis eine gute Antwort zu geben. Eine Aufwertung der Lehre könnte durch die gerade neu gegründete Stiftung Innovation in der Hochschullehre angestoßen werden. Dass auch Lehrprojekte eine Drittmittelförderung erhalten können, finde ich einen sehr wichtigen Schritt. Unsere Erfahrungen an der Uni Konstanz als auch in unserem baden-württemberg-weiten Verbundprojekt zeigt, dass die finanzielle Förderung von Lehrprojekten und auch die Begleitung und Beratung ein wichtiger Anreiz ist. Aber natürlich erreichen wir mit all diesen Maßnahmen nur einen Bruchteil. Aber reicht dies denn nicht auch?

ALBERT KÜMMEL-SCHNUR: Nein, wir brauchen nicht alle. Es müsste nur gesichert sein, dass diejenigen, die wollen, auch ihrerseits gewollt sind.

Literatur

- Fisch, Stefan 2015: *Geschichte der europäischen Universität. Von Bologna nach Bologna*, München.
- Müller-Böling, Detlef, 2020: »Entfesselte Hochschule«, Textsammlung, in: <https://www.mueller-boeling.de/che-leiter/entfesselte-hochschule/> (Download 16.06.2020)
- Niebuhr, Corinna/Webclip Medien Berlin 2017: »Thomas Bachem: Eine Hochschule für digitale Pioniere«, in: https://www.stifterverband.org/video/bachem_hochschule_fuer_digitale_pioniere, 02.08.2020.
- Stock, Stephanie, 2017: *Gebildet. Eine Studie zum Bildungsdiskurs am Beispiel der Kanondebatte von 1995-2015*, Berlin.

Wikipedia-Kollektiv (deutsch), 2020: »Bard College«, in: https://de.wikipedia.org/wiki/Bard_College_Berlin (30.07.2020)